Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Musikalische Notizen
Autor: Hesse, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758483

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MUSIKALISCHE NOTIZEN

VON HERMANN HESSE

(Nachdruck verboten)

EIN SATZ UEBER DIE KADENZ

Wenn, wie es in jenem musikalischen Dialoge, Wettstreit oder Liebesverhältnis zwischen dem Orchester und einem Solo-Instrumente, das seit zweieinhalb Jahrhunderten als «Konzert» zu bezeichnen die Fachsprache der Musiker sich angewöhnt hat, immer wieder manche Takte lang geschieht, eben jenes Solo-Instrument, der Auseinandersetzung mit dem gewaltigen Gesprächspartner sowohl wie der Rolle des bloßen Gehilfen bei der Entwicklung, Wandlung und Fortführung eines musikalischen Themas für eine Atempause lang enthoben, sich gewissermaßen aus der Verstrickung in eine beinah allzu komplizierte Welt von Funktionen, Ansprüchen, Aufgaben, Verantwortungen und Verführungen, aus einer ungemein differenzierten, vielfach abhängigen, vielen Mitspielern verpflichteten Existenz entlassen und in seine eigene, heimatliche, individuelle Welt zurückgekehrt findet, scheint diese befristete Heimkehr in sein ihm allein gehöriges Reich, in die Unschuld, Freiheit und Eigengesetzlichkeit seines eigenen Wesens ihm einen ganz neuen Antrieb und Atem, eine zuvor durch die Rücksicht auf den Partner gebundene und eingeschränkte Beschwingtheit, eine beinahe berauschte Freude an sich selbst und seinen Möglichkeiten zu verleihen, scheint es zum Genuß seiner wiedererlangten Freiheit, zum Schwelgen in der ihm allein eigenen Atmosphäre einzuladen und zu ermuntern, daß es gleich einem der Gefangenschaft entronnenen Vogel erst in langen Folgen von Trillern seiner Kräfte jubelnd wieder bewußt wird, um alsdann in bald wiegenden, bald triumphal emporsteigenden, bald bacchantisch baßwärts abstürzenden Passagen, Schwüngen und Flügen das scheinbar Unüberbietbare, ja Unmögliche an virtuoser Ekstase zu erleben.

BEI EINER MUSIK VON SCHUMANN

In dieser Musik geht beständig Wind, nicht ein stetiger, drückender, schwerer, gleichmäßiger, sondern ein springender, spielender, böiger, mutwilliger, ein stets überraschend einsetzendes und sich

wieder verlierendes Wehen, man meint die kleinen Wirbeltänze von Sand und Laub dabei zu sehen, es ist ein Schönwetterwind, ein guter Wanderkamerad und Spielgenosse, munter, voll von Einfällen, plauderlustig bald und bald lauf- oder tanzlustig. Es weht und haucht, wiegt sich und schüttelt sich, es tanzt und springt in dieser Musik voll Anmut und Jugend, es lächelt und lacht, spielt und neckt, mutwillig bald und bald zärtlich. Unbegreiflich scheint es, daß der Dichter dieser zauberischen Takte in Melancholie und Verdüsterung dahingesiecht und gestorben sei. Freilich, es fehlt dieser Musik an Ruhe, an Statik, ja gewissermaßen an Heimat, sie ist vielleicht allzu munter, allzu rastlos, allzu wehend und windverwandt, allzu bewegt und jugendstürmisch, und wird sich denn einmal erschöpfen müssen. Zwischen der Musik des gesunden und dem Leben und Ende des kranken Schumann klafft der selbe Abgrund wie zwischen der wilden Drôlerie des jungen und der Schwere des ältern Clemens Brentano. Und wie das nun in unsrer komplizierten und auch etwas sentimentalen Welt ist: diese so hold durchwehte Schönwettermusik mit ihrer jugendlich-schönen Unruhe klingt uns noch entzückender, noch beschwingter und lieblicher, wenn wir von der Nacht und tiefen Finsternis wissen, die auf den liebenswerten Musikanten wartete.

VIRTUOSEN-KONZERT

Gestern abend war ich in einem Konzert, das sich von den Konzerten, welche ich sonst zu hören gewohnt bin, wesentlich unterschied. Es war das Konzert eines weltberühmten, mondänen Geigenvirtuosen, also eine nicht nur musikalische, sondern auch eine sportliche und vor allem eine gesellschaftliche Angelegenheit. Es verlief denn auch dieses Konzert durchaus anders als andere Konzerte, bei denen es sich bloß um Musik handelt.

Das Programm allerdings versprach zum größern Teil wirkliche Musik, es hätte beinahe das Programm eines bloßen Musikanten sein können. Schöne Sachen standen darauf, die Kreutzersonate, Bachs Chaconne, Tartinis Sonate mit dem Teufelstriller. Diese schönen Stücke füllten zwei Drittel des Konzertes. Dann allerdings, gegen den Schluß hin, veränderte sich das Programm. Hier standen Musikstücke mit schönen, vielversprechenden Ueberschriften, Mondschein-Fantasien und venezianische Nächte, von unbekannten Verfassern, deren Namen auf Völkerschaften hindeutete, welche bisher in der Musik sich noch nicht hervorgetan haben. Kurz, der dritte Teil des Programmes erinnerte stark an die Programme, die man in den Musikpavillons

eleganter Badeorte angeschlagen findet. Und den Schluß bildeten einige Stücke, die der große Virtuose selbst komponiert hatte.

Mit Neugierde begab ich mich zu diesem Ereignis. In meiner Jugend hatte ich Sarasate und Joachim die Geige spielen hören, und war trotz einigen Hemmungen von ihrem Spiel entzückt gewesen. Gewiß — Musik war eigentlich etwas anderes, etwas völlig anderes, etwas, das mit Virtuosentum nichts zu tun hatte, was der Anonymität, der Frömmigkeit bedurfte, um zum Blühen zu kommen. Aber dafür hatten die Virtuosen, von Paganinis Zeiten her, für jedermann und auch für mich jenen Zauber des Gauklers und Könners, jene Magie des Artistentums und des Zigeunertums. Auch ich hatte einmal, als Zwölfjähriger, kurz nachdem ich zum erstenmal Besitzer einer Geige geworden war, den Traum vom Virtuosen geträumt, hatte in meinen Phantasien vor überfüllten Riesensälen gestanden, hatte Zehntausende mit einem Lächeln beglückt, war von Kaisern empfangen und mit goldenen Medaillen dekoriert worden, war einsam, berühmt und heimatlos von Stadt zu Stadt, von Weltteil zu Weltteil gereist, von den Frauen geliebt, vom Volk beneidet, ein genialer und graziöser Tänzer auf dem hohen Seil der Könnerschaft und des Weltruhms. Dies alles also gab es noch, auch heute wieder würden junge Knaben mit heißen Augen dem Blendenden zusehen, würden die Backfische seufzen, die Galerien vom Beifall donnern. Schön, ich freute mich darauf, ich war gespannt. Und es war in der Tat sehr schön.

Schon lange, ehe ich auch nur die Tonhalle erreicht hatte, wurde mir aus vielen Anzeichen klar, daß es sich heute nicht um das handle, was ich und meine Freunde Musik nennen, nicht um eines jener stillen und phantastischen Erlebnisse in einem unwirklichen und namenlosen Reich, sondern um einen Vorgang von äußerster Wirklichkeit. Die Ereignisse dieses Abends spielten sich nicht in ein paar mehr oder weniger träumerischen und lebensuntüchtigen Gehirnen ab, sondern setzten die Motore, die Pferde, die Geldbeutel, die Friseure und die ganze übrige Wirklichkeit gewaltig in Bewegung. Was hier geschah, war nicht weltfern und verrückt, es war höchst real und richtig, es hatte dieselbe Wucht und eine ähnliche Aufmachung wie die großen Inhalte des modernen Lebens sie zeigen: Sportplatz, Börse, große Feste.

Schwer war es, in den der Tonhalle benachbarten Straßenzügen sich durch die Ströme der herzueilenden Besucher, durch die Schlangen der Automobilreihen zu pirschen. War man am Eingang des Hauses, so konnte man sich schon etwas einbilden, so hatte man schon etwas geleistet, hatte sich durchgekämpft, hatte über Unterliegende triumphiert und einen Platz an der Sonne ergattert. Und schon unterwegs, auf der staubigen Straße zwischen den hundert Autos, die alle

zum Konzertsaal strebten, erfuhr ich Nachrichten über den Großen, sein Ruhm sprang mich an, drang in meine Einsamkeit und machte mich, der ich in keine Gesellschaft gehe und keine Zeitung lese, zum erstaunten Mitwisser interessanter Einzelheiten.

«Morgen abend», so hörte ich sagen, «spielt er schon wieder in Hamburg.» Jemand zweifelte: «In Hamburg? Wie will er denn bis morgen abend nach Hamburg kommen, da müßte er ja jetzt schon in der Bahn sitzen?» «Unsinn! Natürlich reist er im Flugzeug. Vielleicht hat er ein eigenes.» Und in der Garderobe, wo ich den Kampf siegreich fortsetzte, erfuhr ich aus den lebhaften Unterhaltungen meiner Mitkämpfer, daß der große Musiker für diesen einen Abend vierzehntausend Franken gefordert und bekommen habe. Jedermann nannte die Summe mit Ehrfurcht. Einige meinten zwar, die Kunst sei doch eigentlich nicht bloß für die Reichen da, und auch er fand Zustimmung, und es zeigte sich, daß die meisten froh gewesen wären, wenn sie ihre Eintrittskarten zu einem «normalen» Preis bekommen hätten, und daß sie dennoch alle stolz darauf waren, so viel bezahlt zu haben. Die Psychologie dieses Zwiespaltes zu ergründen, war mir nicht möglich, denn ich hatte mein Billett geschenkt bekommen.

Endlich waren wir alle drinnen, endlich waren alle an ihren Plätzen. Zwischen den Stuhlreihen, in den Korridoren, im Nebensaal, auf dem Podium bis dicht an den Flügel waren Extrastühle aufgestellt, kein Platz war leer, zuweilen hörte man von draußen, von der Kasse, das laute Wehklagen derer, die abgewiesen wurden. Glockenzeichen gellten, es wurde still. Und plötzlich erschien raschen Schrittes der große Geiger, hinter ihm bescheiden ein junger Klavierspieler.

Wir waren alle sofort von ihm entzückt. Nein, das war weder ein zigeunerischer Schmachtlappen, noch ein brutaler Geldverdiener, das war ein seriöser, sympathischer, geschmeidiger und doch würdiger Herr von schöner Erscheinung und gewählten Formen. Weder warf er Kußhände noch spielte er den weltverachtenden Professor, wach blickte er in das Publikum, und wußte genau, um was es sich hier handle, nämlich um einen Kampf zwischen ihm und diesem Riesen mit tausend Köpfen, einen Kampf, in dem er zu siegen entschlossen war und schon halb gesiegt hatte, denn selten wird ein so zahlreiches Publikum, wenn es so hohe Preise bezahlt hat, nachher eine Enttäuschung zugeben.

Der Virtuose gefiel uns allen sehr. Und als er nun zu spielen anfing, den langsamen Satz der Kreutzersonate, zeigte es sich sofort, daß sein Weltruhm nicht unverdient war. Dieser sympathische Mann verstand außerordentlich mit seiner Geige umzugehen, er hatte eine Geschmeidigkeit des Strichs, eine Sauberkeit des Griffs, eine Stärke und Elasti-

zität des Tones, eine Meisterschaft, der man sich willig und erfreut überließ. Den zweiten Satz nahm er etwas rasch, das Tempo leicht forcierend, aber wunderschön. Uebrigens spielte auch der junge Mann am Klavier sehr lebendig und sympathisch.

Mit der Kreutzersonate war das erste Drittel des Programms erledigt, und in der Pause rechnete mein Vordermann seinem Nachbarn vor, wieviel tausend Franken der Künstler in dieser halben Stunde schon verdient habe. Es folgte die Chaconne von Bach, sehr schön, aber erst im dritten Stück, in der Tartini-Sonate, kam der Glanz des Geigers ganz zu seiner Blüte. Dies Stück, von ihm gespielt, war wirklich ein Wunderwerk, erstaunlich schwierig und erstaunlich bewältigt, und dazu noch eine sehr gute, solide Musik. War das große Publikum Beethoven und Bach vielleicht nur aus Achtung gefolgt, und nur dem Geiger zuliebe, hier begann es mitzuschwingen und warm zu werden. Der Beifall dröhnte, sehr korrekt verbeugte sich der Virtuose, beim dritten oder vierten Erscheinen gab er ein Lächeln drein.

Im dritten Teil des Konzertes nun kamen wir eigentlichen Musikfreunde, wir Puritaner der guten Musik, in Bedrängnis, denn nun ging es Schritt um Schritt dem großen Publikum entgegen, und was den guten Musikern Beethoven und Bach keineswegs, dem famosen Könner Tartini nur halb geglückt war, das glückte diesen unbekannten exotischen Tango-Komponisten vorzüglich: die Tausende entbrannten, sie schmolzen hin und gaben den Kampf auf, sie lächelten verklärt und weinten Tränen, sie stöhnten entzückt und brachen nach jedem dieser kurzen Unterhaltungsstücke in trunkenen Beifall aus. Der große Mann hatte gesiegt, jede dieser dreitausend Seelen gehörte ihm, alle ergaben sich willig, ließen sich streicheln, ließen sich necken, ließen sich beglücken, schwammen in Rausch und Bezauberung. Wir paar Puritaner dagegen wehrten uns innerlich, kämpften heroische nutzlose Kämpfe, lachten unwillig über den Schmarren, der da gespielt wurde, und konnten doch zugleich nicht umhin, den Schmelz dieses Strichs, die Süßigkeit dieser Töne wahrzunehmen und gelegentlich über den Zauber einer verruchten, aber zauberhaft gespielten Passage zu schmunzeln.

Der große Zauber war erreicht. Denn auch wir mißvergnügten Puritaner schwammen, wenigstens für Augenblicke, auf der großen Woge mit, auch uns ergriff, wenigstens für Augenblicke, der süße holde Taumel. Wieder waren wir Knaben und kamen aus der ersten Violinstunde, wieder träumten wir uns selig über die Berge der Schwierigkeiten hinweg, jeder von uns war für Traum-Augenblicke Er, der Meister, der Zauberer, zog mit mühelosem Bogenstrich die Herzen hinter sich her, besiegte lächelnd und spielend das große

Ungeheuer, die Menge, sog den Beifall, sog den Rausch der Masse ein, wiegte sich darin, lächelte darüber.

Die Tausende waren entflammt. Sie duldeten nicht, daß dies Konzert ein Ende nehme. Sie klatschten, schrien, trampelten. Sie zwangen den Künstler wieder und wieder sich zu zeigen, noch eine zweite, dritte, vierte Zugabe zu spielen. Er tat es elegant und hübsch, machte seine Verbeugungen, gab seine Zugaben; stehend hörte die Menge zu, atemlos, völlig bezaubert. Sie glaubten jetzt Sieger zu sein, die Tausende, sie glaubten den Mann bezwungen zu haben, sie glaubten, ihn durch ihre Begeisterung immer und immer wieder zum Wiederkommen und Weiterspielen zwingen zu können. Er aber gab genau die Zugaben, vermute ich, die er vorher mit dem Klavierspieler vereinbart hatte, und als er den letzten, nicht aufs Programm gedruckten, aber vorberechneten Teil seines Konzertes abgespielt hatte, verschwand er und kam nicht wieder. Es half alles nichts, man mußte gehen, man mußte erwachen.

Während dieses ganzen Abends waren zwei Personen in mir, zwei Zuhörer, zwei Mitspieler. Der eine war ein alter Musikliebhaber mit unbestechlichem Geschmack, ein Puritaner der guten Musik, der schüttelte häufig den ernsten Kopf und kam im letzten Drittel des Abends aus dem Schütteln gar nicht mehr heraus. Er war nicht nur gegen die Verwendung dieses Könnens auf eine Musik von sehr mäßigem Wert, er war nicht nur gegen diese schmachtenden, erzählenden, unterhaltenden, gefälligen Salonstückchen — nein, er war auch gegen dies ganze Publikum, gegen diese reichen Leute, die in ernsteren Konzerten nie zu sehen waren, die mit ihren vielen Autos zu diesem Virtuosen gefahren kamen wie zu einem Rennen oder zur Börse, er war gegen die seichte, schnell geweckte, schnell verflogene Begeisterung all dieser Backfische. Der andere in mir aber war ein Knabe, der folgte dem sieghaften Geigenhelden, wurde eins mit ihm, schwang mit ihm.

Diese beiden hatten im Lauf des Abends viele Unterhaltungen, viel Streit miteinander. Es kam vor, daß der gewiegte Musikliebhaber in mir gegen die gespielten Stückchen protestierte, und daß der Knabe in mir daran erinnern mußte, daß ich selber einst, vor Zeiten, einen Roman geschrieben habe, in dem ein Saxophonbläser einem vergrämten Musikkritiker sehr lesenswerte Antworten gibt.

Ach, und wie viel mußte ich über den Künstler selbst nachdenken, diesen korrekten Zauberer! War er im Herzen ein Musiker, der am liebsten nur Bach und Mozart gespielt hätte, und der nur langsam, nur nach Kämpfen sich darein gefunden hatte, den Menschen nichts aufzudrängen, sondern ihnen das zu geben, was sie selbst verlangten? War er ein im Erfolg erstickter Weltmensch? War er ein kalter Rechner, der es verstand, die Menschen genau an jener empfindlichen

heiklen Stelle zwischen Tränendrüse und Geldbeutel zu kitzeln, wo es Tränen und Taler regnete, wenn man den Zauber verstand? Oder war er ein demütiger Diener der Kunst, zu bescheiden als daß er sich ein Urteil angemaßt hätte, willig und dienend in seine Rolle ergeben, dem Schicksal nicht widerstrebend? Oder war er vielleicht, aus sehr tiefen Gründen und Erfahrungen, dahin gekommen, am Wert und am Verstandenwerdenkönnen der echten Musik im heutigen Leben zu verzweifeln, und war es sein Bestreben, jenseits aller Musik die Menschen erst einmal wieder an die Anfänge der Kunst zu führen, zur nackten sinnlichen Schönheit der Töne, zur nackten Wucht der primitiven Gefühle? Es war nicht zu enträtseln. Noch immer denke ich darüber nach.

EINE KONZERTPAUSE

Das heutige Konzert fand mich in einer ganz ungewohnten Situation. In einer mir fremden Stadt mit fremder Sprache, in einem mir fremden, unvertrauten und eher unbehaglichen, architektonisch minderwertigen Konzertsaale, inmitten eines mir völlig unbekannten Publikums wohnte ich einem Klavierabend bei, den ich nicht nur seines unübertrefflich schönen Programms, sondern vor allem des Virtuosen wegen aufgesucht hatte. Diesen vortrefflichen Musikanten nämlich hatte ich einst, in lang vergangenen Zeiten meines Lebens, manche Male gehört und bewundert, er hatte nicht nur Kraft und Schwung und eine gewisse Wucht und Dynamik von Natur, sondern er hatte auch Ehrfurcht vor dem was er spielte, und hatte, soweit ich seine recht glänzende Laufbahn hatte verfolgen können, seine Programme stets frei von leeren Paradestücken gehalten. Er war mir damals, zehn Jahre jünger als ich, auch persönlich näher getreten, nachdem wir uns schon im Solistenzimmer und im Hause eines mir befreundeten Dirigenten begegnet waren, er hatte mich eines Tages in meinem Hause bei Bern aufgesucht und mir an Mias Klavier Liederkompositionen vorgespielt, die er als Jüngling geschrieben hatte und deren Texte meinem ersten, jugendlichen Gedichtbuch entnommen waren.

All dies lag Jahrzehnte zurück, wir waren einander viele Jahre nicht mehr begegnet, hatten zeitweise kaum noch voneinander gewußt; und nun, da ich, ein alter Mann, unter schwierigen und unfrohen Umständen, als Flüchtling und Patient für einige Zeit in diese fremde Gegend geraten war, die ich nie vorher gesehen hatte und in der ich mich vorerst als recht fremd und unzugehörig empfand, hatte ein gelbes Plakat mich auf einem Spaziergang plötzlich von der Wand

einer dörflichen Garage mit dem großgedruckten Namen Edwins angeblickt, mir ein ausgesucht schönes Programm mit Stücken von Bach, Beethoven und Chopin versprochen und mich mit diesen beiden Magneten für zwei Abendstunden in dies unbekannte Städtchen gezogen. Da saß ich denn in dem häßlichen, aber akustisch gar nicht üblen Saale, nicht wie gewohnt als alter Habitué inmitten einer Zuhörerschaft, deren Senioren ich seit einem Menschenalter und länger, zumindest vom Sehen, kannte, sondern als Fremder in einem Raume, in dem es nicht nur nichts Bekanntes für mich und keine oftgesehenen Gesichter, sondern überhaupt nur ganz, ganz wenige Senioren, Habitués und Greise gab, dafür aber ein hübsches, unkritisches und unblasiertes Publikum von lauter ganz jungen Leuten, Schülern und Studenten.

Wie anders war diese Atmosphäre als die in den beiden Konzertsälen, in denen ich durch Jahrzehnte Stammgast und Hausfreund gewesen war! Dort hatte ein sehr großer Teil des Publikums aus Weißköpfen bestanden, darunter solchen, die noch den alten Joachim, die Welti-Herzog und womöglich gar noch den greisen Franz Liszt gekannt und gehört hatten und zu Hause in ihrem Mahagonisekretär eine Visitkarte von Cosima Wagner aufbewahrten. Man hatte sich dort, wenn er sich langsam und mühsam auf seinem bevorzugten Platze niederließ, einen greisen Enthusiasten gezeigt und seinen Namen geflüstert, der seit einem halben Jahrhundert jedes Konzert in diesem Saale besucht hatte, der den berühmten Sängerinnen Blumen aufs Podium schickt oder Bonbons ins Solistenzimmer bringt, und der einstmals in seinen jüngeren Jahren, als die musikalische Welt noch nicht vom modernen kritischen Geiste angekränkelt war, hymnische Konzertberichte für den Städtischen Eilboten verfaßt und zum Beispiel einmal über Sarasate geschrieben haben sollte: «Heute hat, wir dürfen es bewegten Herzens sagen, Sarasate keinen Geringeren als sich selbst übertroffen.»

Hier hingegen herrschte eine mir unvertraute und mich in meinem senilen Zustande noch mehr isolierende, sonst aber recht hübsche und angenehme Stimmung von Jugendlichkeit, Kameraderie und guter Laune, von unbeschwerter und unsentimentaler Gegenwart, von heiterer Aufgeschlossenheit und Bereitschaft zur Hingabe, vor welcher meine eigene Vereinsamung und Gedrücktheit durch Schmerzen und Sorgen sich zu verkriechen und zu schämen hatte und die ich dennoch als liebenswert und wohltuend empfand. An Aufmerksamkeit fehlte es nicht, auch nicht an Anerkennung und Beifall für den Konzertgeber, doch blieb dies jugendliche Auditorium in gemessenen Grenzen, ebenso fern von kritiksüchtiger wie von verliebter oder gar hysterischer Kennerschaft. Keinem dieser heiteren jungen Menschen fiel es

ein, den Solisten dieses Abends etwa mit dem vor einem halben Jahrhundert gestorbenen Anton Rubinstein zu vergleichen, es wurden hier weder heimliche Tränen abgewischt noch würden dem Genusse lange Gespräche über die Einzelheiten der Darbietung folgen, und daß der berühmte Musikant kein Mann von gestern, sondern seit vier Jahrzehnten Erfolgreicher und Gefeierter war, bedeutete dieser jugendlichen Konzertgemeinde nicht viel und erzeugte eher eine gewisse Distanz. Es saß kaum mehr als ein Dutzend Leute im Saal, für welches die vorgetragenen Präludien und Sonaten sowohl wie Name und Gestalt des Virtuosen Vergangenheit und unwiederbringliche Güter, Erinnerungen an Konzertabende der Jugend-, der sagenhaften Vorkriegszeit, der untergegangenen Welt beschworen hätten, und ich kam mir neben dieser gesunden und naiven Jugend nicht nur doppelt überständig und alt, sondern auch unzeitgemäß sentimental vor. Immerhin fühlte sich der Teil meines Wesens, der noch jung geblieben oder zeit- und alterslos war, von dieser neuen Jugend mit ihrer neuen Art und Haltung zwar distanziert, aber durchaus angenehm berührt.

Es war für mich, den Alten und im Innersten doch vielleicht Jüngsten und Kindlichsten im Saale, ein bewegender Augenblick gewesen, als die Veranstaltung mit dem Lärm des begrüßenden Applauses anhob und die wohlbekannte, seit wohl zwanzig Jahren nicht mehr gesehene Gestalt des Musikers auf dem Podium sichtbar wurde, schwer und derb, leicht vorgeneigt mit hängenden langen Armen, älter geworden, aber ohne daß dies andre Spuren hinterlassen hätte als das Grau im eigenwillig knabenhaften Haarschopf, im Grunde für mich ganz die alte, vertraute Erscheinung. Groß und fleischig hingen die kräftigen weißen Hände aus den weiten Manschetten, das Gesicht konnten meine schlechtgewordenen Augen nur als helle Maske erkennen, desto wohlbekannter und unverwechselbarer war die Reihe von Bewegungen, mit welchen er sich verbeugte, auf den Stuhl setzte, sich des Gleichgewichts versicherte und die Hände, abwartend und Stille im Saal gebietend, auf die Klaviatur legte.

Oft hatte ich ihm einst bei diesen Prozeduren zugesehen, die ersten Male mit dem Wohlwollen des um ein Jahrzehnt älteren Kollegen, dem die Gefühle des öffentlichen Auftretens, des zum Kampf mit der indifferenten, trägen und doch so sehr beeinflußbaren Menge antretenden Künstlers, von manchen kleinen Kunstreisen her recht wohl bekannt waren: Gefühle, welche entweder mit schlichtem Lampenfieber oder mit verachtendem Widerwillen gegen die Menge und mich selbst begannen, der töricht und eitel genug gewesen war, sich auf dies schlüpfrige Parkett locken zu lassen, und die im seltenen Glücksfall mit einer Art Angleichung an diese Masse, einer Eroberung oder einem Erobertwerden, einem seltsamen Zustande von gesteigertem

Leben und zugleich von beinah völliger Auflösung der eigenen Person endeten, einem Zustande, den man eine Stunde später nicht mehr begriff und niemals mehr zurückbeschwören konnte außer mit ausgesprochen schlechtem Gewissen.

Nun, das mit leiser Schadenfreude versetzte kollegiale Wohlwollen, mit dem ich als Aelterer den Jüngeren eine Funktion ausüben sah, von der ich mich damals schon allmählich freizumachen begann, hatte bald einer anderen Einstellung Platz gemacht, der Altersunterschied war eingeebnet und belanglos geworden (doch wie aufdringlich trat er heute wieder hervor!), wir waren beide für einander wenig andres mehr als achtungsvoll anerkannte Kameraden auf der Liste der Prominenten und Arrivierten, jener, die von der Menge mit brutaler Anerkennung auf die Schulter geklopft und mit dem so völlig entwerteten Titel «Meister» angeredet wurden, wir waren vermutlich beide der Prominenz recht müde geworden, hatten aber dafür im engsten, der Menge unzugänglichen Bezirk unserer Tätigkeit eine gewisse Esoterik, eine Handwerker- und Künstlerfreude an der Arbeit selbst, unabhängig von deren Wirkungen auf andre, entwickelt. Indessen hatte neben diesem Gefühl achtungsvoller Kameradschaft doch wohl noch eine wärmere Empfindung des einen für den andern fortbestanden, eine heimliche, durch alte Erinnerungen genährte Sympathie und Zärtlichkeit, zumindest war dies von meiner Seite her der Fall.

Für mich war Edwin der Mann, der mir zwei von Beethovens Konzerten und sogar mehrere Stücke des einst von mir sehr genau gekannten Chopin näher gebracht hatte als jeder andere Virtuose, und außerdem war er der Mann, der mich einst, zweimal im Leben, in meiner Klause aufgesucht, mir von seiner Knabenliebe für meine frühen Gedichte erzählt und mir seine Lieder vorgespielt hatte, in denen, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Atmosphäre meiner an Elisabeth gerichteten Verse mit einer von Chopin her stammenden Chromatik und Filigrantechnik gut zusammen gestimmt hatte. Und vielleicht war auch in ihm etwas von jener leisen und beinah verschämten Sympathie und Bindung unvergessen geblieben. Jedenfalls weckte sein Anblick nach so vielen Jahren, weckte seine Haltung, sein Anschlag und Spiel in mir schöne und herzliche Erinnerungen, und ich empfand gegen das Ende der ersten Programmhälfte den Wunsch, ihn in der Pause aufzusuchen und ihm die Hand zu drücken. Es würde recht mühsam sein, sich aus dem Saale durch all das junge lebhafte Volk hindurch bis in das Solistenzimmer durchzudrücken und durchzufragen, namentlich für die gichtischen Füße dürfte es eine Zumutung sein: aber falls Edwin mich wiedererkennen, falls mein Wiedererscheinen nach mehr als zwanzig Jahren ihm Freude machen

und es zu einem kurzen Gespräch mit Erinnerungen an damals kommen sollte, war dies wohl eine Anstrengung wert.

So unternahm ich denn, selbst ein wenig über meine Tatenlust erstaunt, das Schwierige und gelangte durch tosend überfüllte Vorplätze, Korridore und Treppenhäuser in dem höchst komplizierten Bau, den ich vermutlich im Innern zur Verwendung in künftigen Alpträumen notierte, bis in eine unterirdische Region, zwei Stockwerke tiefer als mein Konzertplatz, wo gestapelte Bänke und Kisten knapp den Durchgang zu einer Türe freigaben, hinter welcher der Solist sich aufhalten sollte und die denn auch von einer dichten Gruppe junger Leute belagert war, Anbeterinnen und Autographensammlern, deren ruhige Haltung und stilles, gedämpftes Benehmen mir angenehm auffiel. Sie hatten sich alle vor dieser schäbigen Türe gestaut, welche ihrem Vordringen magischen Widerstand entgegenzusetzen schien, denn niemand von ihnen wagte es, diese Tür zu öffnen oder mit kräftigem Knöchel an sie zu pochen. Ein Bann hielt sie zurück und zwang sie zu lautlosem Warten, ein Bann, dem auch ich, kaum bei der Gruppe der Adoranten angelangt, mich alsbald hörig fühlte. Auch ich erstarrte, blieb stehen, verzichtete auf meine Wünsche und Entschlüsse, und erlag der zauberischen Lähmung. Der Mann nämlich, den wir da drinnen hinter der grauen, notdürftig gestrichenen Türe wußten, und von dem wir angenommen hatten, er habe sich entweder hingelegt, um eine Weile auszuruhen, oder er gehe nervös und erhitzt in seiner Zelle hin und her, tat nichts dergleichen. Er musizierte. Leise und zart hörten wir ihn nicht etwa auf einem Konzertflügel, sondern auf einem alten Uebungspiano spielen, und was er spielte, war nicht etwa eines der beiden Chopin-Stücke, aus denen die zweite Programmhälfte bestand, sondern es war Bach, es war ein Präludium mit Fuge aus dem wohltemperierten Klavier.

Stumm und lächelnd standen wir da, lauschten, schauten zu Boden und warteten, nicht wissend, ob wir das Aufhören dieses Spieles begrüßen oder ob wir es nicht weit eher sehr bedauern würden, ungewiß auch, ob uns das Eintreten einer Pause den Mut zum Eintreten oder Anklopfen geben würde. Und war vorher, oben im Saale, zwischen mir und dem jugendlichen Publikum ein weiter Abstand gewesen, so war hier und jetzt davon nichts mehr zu spüren. Wir standen, lächelten, lauschten, und es hätte wohl keinem von uns leid getan, wenn dies gebannte Stehn und Lauschen noch unendlich lange gewährt hätte. Taten mir nicht die Füße weh? Ja, sie taten es, aber das ging mich nichts an, es geschah auf einer anderen Ebene, in einer andern Welt und Zeit. Leise, aber klar und friedevoll, heiter und überwirklich quoll die göttliche Musik durch die graugestrichenen Bretter,

und es fiel mir ein, daß so, wie ich vor dieser gebannten Pforte stand, einst Josef Knecht vor der Zellentüre des Paters Jakobus gestanden und einer Sonate zugehört hatte.

Das Schöne zieht einen Teil seines Zaubers aus der Vergänglichkeit. So dauerte auch diese Bezauberung und Berückung nur Minuten, wenn man sie schon mit dem alltäglichen Zeitmaß messen wollte. Die Treppe hinter uns herab klangen rasche und zielbewußte Schritte, ein Herr im schwarzen Rock und gestreiften Beinkleid kam mit energischen Schritten gegangen, einer jener verdienstvollen Männer wahrscheinlich, ohne welche solche Musikabende nicht möglich wären, ein Herr vom Komitee. Er war frei von der Neugierde, zu erfahren, was uns hier so wie im Märchen festgebannt halte, denn ihn vermochte kein solcher Bann zu fesseln. Energisch, hübsch, elegant und mit schönem Selbstbewußtsein trat er in unsern zögernd sich auflösenden Kreis, wich einem Mädchen aus, das ihn nicht zu sehen schien, schob ein andres rasch und sanft beiseite, griff beherzt nach der Klinke, öffnete die Tür ohne Zögern und trat ein. Ich hatte die Geistesgegenwart, dicht hinter ihm mit einzutreten, und so schritten wir, während am Klavier die Fuge von Stufe zu Stufe weiter sproßte, auf den Mann zu, der da am Piano saß und mit halbgeschlossenen Augen wohltemperiertes Klavier memorierte. Er spielte ungestört weiter, blickte nur, als wir dicht bei ihm stehen blieben, aus blauen Augen freundlich und verloren zu uns auf, und unterbrach sein Spiel erst, als der Bahnbrecher sich ihm vorstellte.

Es ist nun erzählt, was ich zu erzählen hatte. In meiner Erinnerung haben die Begebenheiten der folgenden Augenblicke keine eigentliche Wirklichkeit mehr. Sie waren weder entzückend noch enttäuschend. Edwin, wie ich mir ja hätte denken können, erkannte mich nicht wieder, war aber lieb und artig, als ich ihn an mich und an unsre einstigen Begegnungen und Beziehungen erinnerte. Ich blieb zwei Minuten und fand mich beim Läuten der Klingel gerade wieder im Saal und auf meinem Platze ein. Das Erlebnis dieser Konzertpause, ein sehr schönes Erlebnis, war nicht das minutenkurze Gespräch mit dem Virtuosen gewesen, sondern das nicht mit Minuten meßbare Stehen vor der Tür im Kreis der Harrenden, Gebannten und Lauschenden, das glückliche, seelennährende Lauschen auf das Spiel aus Bachs Klavierwerk, in das sich der berühmte Musikant in seiner schäbigen Kellerzuflucht zurückzuziehen gewußt hatte. Vor Jahren, erinnerte ich mich mit einem sanften Schmerz, hatte ich Aehnliches zuweilen erlebt, während meines Aufenthaltes in Waldzell und Monteport.

Da ich Sie viele Male in Oratorien und in Liederabenden, im Konzertsaal und am Radio habe singen hören, und da ich seit dem Tode meiner Freundin Ilona, welche allerdings einen gewissen Gegensatz und Gegenpol zu Ihrer Art bedeutete, keine andere Sängerin mit solcher Freude, Bewunderung und Andacht angehört habe wie Sie, erlaube ich mir, Ihnen nach Ihrem heutigen Konzert diese Zeilen zu schreiben. Freilich war dies heutige Konzert mir nicht so lieb wie viele frühere, denn das Programm schien mir Ihrer Kunst nicht durchaus würdig zu sein, aber gesungen haben Sie auch dies von mir nicht froh begrüßte, nur eben hingenommene Programm auf Ihre vollkommene, jeder Kritik standhaltende Weise, auf diese sachlich-ruhige, beherrschte, edle Weise, die sich aus der Vereinigung einer sehr schönen, vornehmen und vollkommen erzogenen und in Zucht gehaltenen Stimme mit der Würde und Einfachheit eines vernünftigen und wahrhaftigen Menschen ergibt. Mehr kann und sollte man, glaube ich, einer Sängerin nicht nachrühmen. Das, was die lyrischen Feuilletons häufig an Sängerinnen mit Superlativen preisen und empfehlen: das Gemüt, die Stimmung, die Beseeltheit, Herzlichkeit, Herzensinnigkeit und wie all das heißt, das scheint mir immer zweifelhaft und mißverständlich, und so wenig wichtig wie die mehr oder minder hübsche Gestalt oder Toilette der Sängerin. Ich erhoffe und erwarte von ihr, genau genommen, weder Seele noch Innigkeit noch Empfindsamkeit noch ein goldenes Herz, sondern nehme an, dies alles sei in dem Lied oder in der Arie, in dem aus Dichtung und Musik zusammen bestehenden Kunstwerk also, schon in genügendem Maße vorhanden und dem Werk von seinen Schöpfern mitgegeben worden, und es sei ein Mehr davon weder notwendig noch ersprießlich. Wenn ein Text von Goethe und die Musik dazu von Schubert oder Hugo Wolf ist, dann vertraue ich darauf, daß es diesem Werkchen an Herz, an Seele, an Empfindung nicht mangeln werde, und möchte lieber nicht noch ein Weiteres von diesen Qualitäten der Persönlichkeit der Sängerin verdanken. Nicht ihr nahes Verhältnis zu dem Gesungenen, nicht ihre Ergriffenheit vom Kunstwerk begehre ich zu hören, sondern die möglichst genaue und vollkommene Wiedergabe dessen, was auf ihren Notenblättern geschrieben steht. Dies soll weder durch ein Plus an Empfindung gesteigert noch durch einen Mangel an Verständnis abgeschwächt werden. Das allein ist es, was wir von den Sängern und Sängerinnen erwarten, und es ist nicht wenig, es ist ungeheuer viel und wird von Wenigen erfüllt, denn es gehört dazu neben der Gottesgabe einer wertvollen Stimme nicht nur eine höchst genaue Schulung und Uebung, sondern

auch eine bedeutende Intelligenz, eine Fähigkeit, die musikalischen Qualitäten eines Werkes voll zu erfassen, vor allem es als Ganzes zu erkennen und nicht die Rosinen aus dem Kuchen zu klauben und diese Rosinen, die für den Virtuosen dankbaren Stellen, auf Kosten des Ganzen mit übertriebenem Aufwand darzubieten. Um ein ganz grobes Beispiel anzuführen: ich habe mehrmals von ahnungslosen jungen Sängerinnen das Lied «Ich hatt' in Penna einen Liebsten wohnen» aus dem Italienischen Liederbuch singen hören, und die Vortragenden hatten von Text und Komposition des Liedes durchaus weiter nichts verstanden und sich angeeignet, als daß ein triumphierendes Herausbrüllen des «Zehn!» im letzten Vers Effekt mache. Sie sangen miserabel, aber die unterste Schicht des Publikums fiel auf das «Zehn!» jedesmal mehr oder weniger herein und spendete Beifall.

Dies alles sind Selbstverständlichkeiten, und verstehen sich in der Praxis dennoch gar nicht von selbst, weder für die Sänger noch für ihre Zuhörer noch für einen Teil der Kritiker. Aber wenn nun eine Sängerin auftritt und diese scheinbar so einfachen Forderungen wirklich erfüllt, wenn sie wirklich singt, was der Komponist geschrieben hat, wenn sie nichts wegläßt noch hinzutut, nichts verfälscht, jedem Ton und Takt sein Recht gibt, dann stehen wir eben doch jedesmal vor einem Glücksfall und einem Wunder, und empfinden eine das Herz erwärmende Dankbarkeit, ein sanftes Gesättigtsein, wie wir es sonst meistens nur dann empfinden, wenn wir ein geliebtes Werk selbst lesen oder spielen oder in der Erinnerung beschwören, ohne also daß zwischen dem Werk und uns ein Vermittler stünde.

Dieses seltene Glück des Beschenktwerdens durch eine Vermittlerin, die dem Kunstwerk nichts nimmt und nichts hinzufügt, die zwar Wille und Intelligenz, aber beinahe schon nicht mehr Person ist, verdanken die Freunde der guten Musik solchen Künstlern, wie Sie einer sind. Solche Künstler sind für die gesungene Musik schwerer zu finden als für die instrumentale: eben darum ist das Glück, einem dieser seltenen Künstler zu begegnen, so groß. Es gibt ja auch eine andere Art von Glück beim Singenhören, gewiß, und es kann recht intensiv sein: das Glück, von einer starken oder verführerischen Künstlerpersönlichkeit umworben, erobert und hingerissen zu werden. Aber rein ist solches Glück nicht, es hat ein wenig mit schwarzer Magie zu tun, es ist Schnaps statt Wein und endet mit Ueberdruß. Diese unreine Art des musikalischen Vergnügens verführt und verdirbt uns auf zweierlei Weise: sie zieht unser Interesse und unsre Liebe vom Kunstwerk hinweg auf den Ausführenden, und fälscht unser Urteil, indem sie uns dazu hinreißt, um des interessanten Ausführenden willen auch Werke in den Kauf zu nehmen, die man sonst ablehnen würde. Auch beim elendesten Reißer behält ja die Sirenenstimme ihren Zauber. Die reine,

objektive, sachliche Kunstübung aber stärkt und läutert im Gegenteil unser Urteil. Wenn eine Sirene singt, lassen wir uns unter Umständen auch schlechte Musik gefallen. Wenn aber Sie singen, Verehrte, und ausnahmsweise Ihr Programm einmal auf zweifelhafte Musik ausdehnen, dann verführt ihr herrlicher Vortrag mich nicht dazu, diese Musik zu billigen, sondern ich fühle ein Unbehagen und etwas wie Scham, und möchte Sie am liebsten kniefällig darum bitten, Ihre Kunst doch nur dem Dienst am Vollkommenen zu widmen, das ihrer allein würdig ist.

Nun könnten Sie, wenn ich diesen Dank- und Liebesbrief wirklich absenden würde, mit Recht antworten, daß Sie wenig Wert darauf legen, von mir, einem Laien, über musikalische Qualitäten und musikalisches Urteil belehrt zu werden. Sie würden es sich mit Recht verbitten, daß ich an Ihrem Programm Kritik übe. Gewiß, aber mein Brief wird ja nicht abgesandt, er ist lediglich Selbstgespräch und einsame Betrachtung. Ich versuche, mir da über etwas klar zu werden, nämlich über Herkunft und Sinn meines musikalischen Geschmacks und Urteils. Wenn ich überhaupt über Kunst mitrede oder doch mitdenke, so tue ich es zwar als Künstler, aber nicht als Kunstkritiker und Aesthetiker, sondern stets als Moralist. Was ich im Bereich der Künste ablehnen oder doch mit Mißtrauen betrachten, was ich dagegen verehren und lieben soll, wird mir nicht von objektiven, irgendwie genormten Begriffen von Wert und Schönheit diktiert, sondern von einer Art von Gewissen, das moralischer und nicht ästhetischer Natur ist und das ich eben darum als Gewissen, nicht etwa als Geschmack bezeichne. Dies Gewissen ist subjektiv und nur für mich selbst verpflichtend, ich bin weit entfernt davon, der Welt jene Art von Kunst aufreden zu wollen, die ich liebe, oder ihr die andere, die ich nicht ernst nehmen kann, etwa verleiden zu wollen. Was die Theater und Opernbühnen täglich spielen, davon vermag sehr weniges mich anzulocken, aber ich bin gern damit einverstanden, daß diese ganze Kunstwelt und Weltkunst gedeihe und fortbestehe. Das selige Utopien, wo nur weiße und keine schwarze Magie getrieben, wo kein Bluff noch Blender gespielt wird, suche ich nicht in irgendeiner Zukunft, sondern ich muß es mir allein schaffen, in jenem winzigen Ausschnitt der Welt, der mir gehört und von mir beeinflußbar ist ... Zu dem, was ich liebe und verehre, gehören Künstler und Werke, denen die Volksgunst nie zuteil wurde, und zu den Werken, die ich nicht mag, die mein Gewissen oder Geschmack ablehnt, gehören berühmteste Namen und Titel. Die Grenzen sind natürlich nicht starr, sie sind einigermaßen elastisch; ich kann gelegentlich von einem Künstler, den mein Instinkt bisher ablehnte, dennoch überrascht und beschämt ein Werkchen entdecken, in dem er trotzdem zu meiner Welt und Art

paßt. Und auch bei ganz großen, schon beinahe sakrosankten Meistern kann mich zuweilen einen Augenblick lang eine Spur von Entgleisung, von Eitelkeit, von Leichtsinn oder von Ehrgeiz und Wirkenwollen erschrecken. Da ich ja selbst Künstler bin und meine eigenen Werke voll solcher verdächtiger Stellen, voll trüber Einsprengsel in das rein Gewollte weiß, vermögen solche Entdeckungen mich trotz ihrer grundsätzlichen Furchtbarkeit nicht wirklich irre zu machen. Ob es jemals vollkommene, völlig reine, völlig fromme, völlig im Werk und Dienst aufgehende, dem Menschlichen entwachsene Meister wirklich gegeben habe, das zu entscheiden ist nicht meine Sache. Genug, daß es vollkommene *Werke* gibt, daß durch das Medium jener Meister je und je ein kristallenes Stück objektivierten Geistes entstanden und den Menschen als Goldprüfstein gegeben worden ist.

Mein Urteil über Musikwerke hat, wie gesagt, nicht den Ehrgeiz, ästhetisch und objektiv «richtig» oder in irgendeinem Sinne maßgebend oder zeitgemäß zu sein. Ein rein ästhetisches Urteil darf ich, als Literat, mir ja überhaupt nur über Literatur erlauben, über eine Art von Kunst, deren Mittel, Handwerk und Möglichkeiten ich kenne und das ich bis zu dem mir möglichen Grad verstehe. Mein Verhalten zu den anderen Künsten, vor allem zur Musik, wird nicht so sehr vom Bewußtsein als von seelischen Instinkten regiert, es besteht nicht aus Akten der Intelligenz, sondern aus Hygiene, aus dem Bedürfnis nach einer gewissen Sauberkeit und Bekömmlichkeit, nach einer Luft, Temperatur und Nahrung, bei welcher die Seele sich wohl fühlt und welche jeweils den Schritt vom Behagen zur Aktivität, von der Seelenruhe zur Schaffenslust erleichtert. Kunstgenuß ist für mich weder Betäubung noch Bildungsbestreben, er ist Atemluft und Speise, und wenn ich eine Musik höre, die mir Widerwillen erregt, oder eine, die mir allzu süß, allzu gezuckert oder gepfeffert schmeckt, dann lehne ich sie nicht aus tiefer Einsicht in das Wesen der Kunst und lehne sie nicht als Kritiker ab, sondern tue es nahezu völlig instinktiv. Was aber durchaus nicht ausschließt, daß dieser Instinkt in vielen Fällen sich nachher auch vor dem nachprüfenden Verstande bewährt. Ohne solche Instinkte und ohne solche Seelenhygiene kann kein Künstler leben, und jeder hat seine eigene.

Um aber auf die Musik zurück zu kommen: zu meiner vielleicht ein wenig puritanischen Kunstmoral, der Moral und Hygiene eines Künstlers und Individualisten, gehört nicht nur eine Empfindlichkeit der seelischen Nahrung gegenüber, sondern auch eine nicht minder empfindliche Scheu vor allen Orgien der Gemeinschaft, vor allem, was mit Massenseele und Massenpsychose zu tun hat. Es ist dies der heikelste Punkt meiner Moral, denn um diesen Punkt lagern sich alle Konflikte zwischen Person und Gemeinschaft, zwischen Einzelseele

und Masse, Künstler und Publikum, und ich würde es gar nicht wagen, mein Bekenntnis zum Individualismus als alter Mann noch ein spätes Mal zu wiederholen, wenn nicht auf einem speziellen Gebiet, auf dem politischen nämlich, meine von den Normalen und Tadellosen oft gerügten Empfindlichkeiten und Instinkte auf schauerliche Weise Recht behalten hätten. Viele Male habe ich zugesehen, wie ein Saal voll Menschen, eine Stadt voll Menschen, ein Land voll Menschen von jenem Rausch und Taumel ergriffen wurde, bei dem aus den vielen Einzelnen eine Einheit, eine homogene Masse wird, wie alles Individuelle erlischt und die Begeisterung der Einmütigkeit, des Einströmens aller Triebe in einen Massentrieb Hunderte, Tausende oder Millionen mit einem Hochgefühl erfüllt, einer Hingabelust, einer Entselbstung und einem Heroismus, der sich anfänglich in Rufen, Schreien, Verbrüderungsszenen mit Rührung und Tränen äußert, schließlich aber in Krieg, Wahnsinn und Blutströmen endet. Vor dieser Fähigkeit des Menschen, sich an gemeinsamem Leid, gemeinsamem Stolz, gemeinsamem Haß, gemeinsamer Ehre zu berauschen, hat mein Individualisten- und Künstlerinstinkt mich stets aufs heftigste gewarnt. Wenn in einer Stube, einem Saal, einem Dorf, einer Stadt, einem Lande dieses schwüle Hochgefühl spürbar wird, dann werde ich kalt und mißtrauisch, dann schaudere ich und sehe schon das Blut fließen und die Städte in Flammen stehen, während die Mehrzahl der Mitmenschen, Tränen der Begeisterung und Ergriffenheit in den Augen, noch mit dem Hochrufen und der Verbrüderung beschäftigt ist.

Genug vom Politischen. Was hätte es mit der Kunst zu tun? Nun, es hat schon dies und das mit ihr zu tun, es hat allerlei mit ihr gemeinsam. Zum Beispiel ist das mächtigste und trübste Wirkungsmittel der Politik, die Massenpsychose, auch das mächtigste und unlauterste Mittel der Kunst, und ein Konzertsaal oder Theater bietet ja oft genug, das heißt an jedem erfolgreichen und glänzenden Abend, eben jenes Schauspiel des Massentaumels, und es ist ein Glück, daß er in dem traditionellen Klatschen, verstärkt etwa noch durch Trampeln und Bravorufen, sich austoben kann. Ohne es zu wissen, geht ein großer oder der größte Teil des Publikums zu solchen Veranstaltungen einzig um der Momente dieser Berauschtheit willen. Es entsteht da aus der Körperwärme der vielen Menschen, den Anregungen der Kunst, den Werbungen der Dirigenten und Virtuosen eine Spannung und erhöhte Temperatur, die jeden ihr Verfallenden, wie er zu fühlen glaubt, «über sich hinaus» hebt, das heißt ihn der Vernunft und andrer störender Hemmungen für eine Weile beraubt und in einem flüchtigen, aber heftigen Glücksgefühl zur mittanzenden Mücke im großen Schwarme macht. Auch ich bin diesem Rausch und Zauber gelegentlich erlegen, wenigstens in meinen jüngeren Jahren, habe mitgebebt und

mitgeklatscht und mich gemeinsam mit fünfhundert oder tausend andern darum bemüht, das Herankommen des Erwachens und der Ernüchterung, das Ende des Taumels hinauszuzögern, indem wir, schon stehend und eigentlich zum Gehen bereit, wieder und wieder durch unser Toben den abgespielten Kunstapparat nochmals zu beleben suchten. Doch ist es mir nicht sehr oft geschehen. Und was auf diese rauschhaften Erlebnisse folgte, war stets jenes Uebelbefinden, das wir schlechtes Gewissen oder Katzenjammer nennen.

Wenn ich dagegen bei solchen Kunstgenüssen Gutes, Wohlbekömmliches und lang Nachwirkendes erleben durfte, so waren es Stimmungen und Seelenzustände, zu welchen es der Masse und des Mitgerissenwerdens nicht bedarf, es waren Zustände der Rührung, der Heiterkeit, der Andacht, der Gottesahnung. Diese Zustände haben mich nach jenen Kunsterlebnissen, die ich als echt bezeichne, jedesmal stundenlang, nicht selten auch tagelang nicht verlassen, ich hatte nicht eine Betäubung oder Aufpeitschung erlebt, sondern eine Einkehr, Läuterung und Durchstrahlung, eine Steigerung und Erhellung des Lebensgefühls und der geistigen Antriebe.

Es ist kein Zufall, daß ich dieser beiden Arten von Kunstmagie, dieser beiden Formen der Ergriffenheit, der schwarzen und der weißen, des Taumels und der Andacht in einem Brief an Sie gedenke, vielmehr kehre ich damit gerade zu Ihnen zurück und zu der Bewunderung und Dankbarkeit, die ich für Ihre Kunst empfinde. Denn ich habe in Ihren Konzerten zwar starke Kundgebungen des Beifalls, nicht aber jene Massenhysterie erlebt. Es waren allerdings auch meistens Oratorien, in denen ich Sie hörte, Werke der geistlichen Musik, und diesen billigt auch heute noch die Sitte eine besondere Würde, die einer gottesdienstlichen Feier, zu, indem sie der Hörerschaft statt des Tobens, Brüllens und Klatschens Respekt und stilles Verhalten gebietet. Aber schon der Umstand, daß Sie diese Art von Musik so besonders lieben und pflegen, ist ja von Ihrer Seite ein Bekenntnis zur Andacht statt zum Rausch, zur Würde statt zum Taumel. Und auch die weltliche Musik haben Sie stets so vorgetragen, daß das Werk und nicht Ihre Person zu vorderst stand, und daß Ihr Gesang nicht an den Beifall, sondern an die Andacht appellierte.

Ich werde Sie mit diesem langen Briefe, an dem ich manche Stunde geschrieben habe, natürlich nicht behelligen. Die Huldigung für Sie war ich mir, nicht Ihnen schuldig. Ich bekenne mich in ihr zu Anschauungen, die nicht sehr zeitgemäß sind und, wie ich wohl weiß, zum Teil geradezu einer vergangenen, einer nach dem Glauben der Optimisten «überwundenen» Menschheits- und Kulturstufe zugehören, mir aber dadurch nicht entwertet werden. Einer überwundenen und mit Grausen belächelten Stufe der Menschengeschichte gehörten vor einigen

Jahrzehnten noch auch die Tamerlane und Napoleone, die Raub- und Blitzkriege, die Massenschlachtungen von Menschen, die Folterungen an, und wir haben es erlebt, daß diese «überwundene» Stufe eben doch noch nicht erledigt war, und daß alle ihre märchenhaften Greuel wieder obenauf kamen. Sie sind es auch heute noch. So bleibe ich denn bei meinen großväterlichen Auffassungen und nehme an, auch ihrer werde sich irgendeine kommende Kulturstufe wieder erinnern und dies und jenes aus ihnen wieder gebrauchen können. Hinter ihnen steht mein Glaube an das Schöne, nämlich daran, daß das Schöne ebenbürtig neben dem Wahren und Guten stehe, daß es nicht eine Illusion und nicht eine menschliche Mache sei, sondern eine Erscheinungsform des Göttlichen.